



dot:
books

國
小
女
郎

LAURA JOH ROWLAND
DER
WOLKEN
PAVILLON

Sano Ichirōs
vierzehnter Fall

Über dieses Buch:

Edo, 1701. Es herrscht ein brüchiger Friede im Herzen des japanischen Kaiserreichs: Sano Ichirō, der Kammerherr des Shoguns muss mittlerweile seinen Posten mit Fürst Yanagisawa teilen – seinem Erzfeind, der aus dem Exil zurückgekehrt und wieder zu Ruhm und Ehre gekommen ist. In dieser angespannten Situation erreicht Sano die flehende Bitte seines Onkels, dessen Tochter spurlos verschwunden ist. Dem ehrenwerten Samurai bleibt keine Wahl, die Loyalität zu seiner Familie ist unverhandelbar – und so begibt sich Sano Ichirō auf die Suche nach seiner Cousine. Doch als er seine Ermittlungen aufnimmt, verschwinden immer mehr Frauen in den Straßen Edos – und Sano stößt auf eine grausige Spur, die von den dunkelsten Gassen der Hauptstadt direkt in den Palast Edos zu führen scheint ...

Über die Autorin:

Laura Joh Rowland wurde 1953 in Michigan, USA geboren. Nach einem Master of Public Health arbeitete sie unter anderem als Grafikerin und als Dozentin für kreatives Schreiben. Ihre Bücher sind internationale Bestseller und wurden in 21 Sprachen übersetzt. Heute lebt sie mit ihrem Mann in New York.

Laura Joh Rowland veröffentlichte bei dotbooks bisher 14 historische Kriminalromane aus ihrer Bestseller-Serie rund um Sano Ichirō:

- »Der Kirschblütenmord«
- »Die Rache des Samurai«
- »Die Spur des Verräters«
- »Das Geheimnis der Konkubine«
- »Der Weg des Kriegers«

- »Das Rätsel der schwarzen Lotosblüte«
- »Der Verrat der Kurtisane«
- »Der Palast des Drachenkönigs«
- »Der Brief des Feindes«
- »Der Finger des Todes«
- »Die rote Chrysantheme«
- »Die Geister des Mondes«
- »Der Feuerkimono«

eBook-Neuausgabe November 2020

Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 2009 unter dem Originaltitel »The Cloud Pavillon« bei St. Martin's Press, New York.

Copyright © der amerikanischen Originalausgabe 2009 by Laura Joh Rowland

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2011 Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Copyright © der Neuausgabe 2020 dotbooks GmbH, München

Published by arrangement with St. Martin's Publishing Group. All rights reserved.

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Publishing Group durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover, vermittelt.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Wildes Blut - Atelier für Gestaltung
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Bildmotives von © Alamy Stock Foto / SBS Eclectic Images

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (CG)

ISBN 978-3-96655-422-0

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter.html (Versand zweimal im Monat – unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Der

Wolkenpavillon« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

Laura Joh Rowland
Der Wolkenpavillon

Sano Ichirōs vierzehnter Fall

Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Neuhaus

dotbooks.

FUR MEINE FREUNDE UND MITSTREITER IM WRITER'S
WORKSHOP VON GEORGE ALEC EFFINGER: ANDY Fox,
MARK MCCANDLESS, MARIAN MOORE UND FRITZ
ZIEGLER.

DANKE FÜR EURE TIPPS, EURE UNTERSTÜTZUNG UND
EURE FREUNDSCHAFT ÜBER DIE VIELEN JAHRE
HINWEG.

UND ZUM GEDENKEN AN UNSEREN MENTOR, GEORGE
ALEC EFFINGER 1947-2002).

DU WEISST GAR NICHT, WIE VIEL ICH DIR VERDANKE,
UND ICH HABE ES DIR NIE GENUG GEZEIGT. ICH
HOPFE, EINES TAGES SEHEN WIR UNS WIEDER.

Edo

GENROKU-ÄRA,
14. JAHR, 5. MONAT

(Tokio, Juni 1701)

Prolog

Der Schmerz fuhr der Frau in die Brust wie die Klinge eines Dolchs und riss sie aus der Bewusstlosigkeit. Grauer Dunst wirbelte vor ihren Augen, als würde sie zu einem Himmel aufschauen, über den ein Sturmwind bleiche Nebelfetzen und graue Wolken peitschte. Übelkeit ließ die Frau würgen, aber schlimmer noch waren die Angst und das Entsetzen.

Wo bin ich? Wie bin ich hierhergekommen?

Irgendetwas berührte sie am Oberschenkel. Sie schnappte nach Luft, als sie erkannte, dass es Finger waren, die sie streichelten. Die Hände, kalt und feucht vom Nebel, bewegten sich weiter, strichen über die Hüften der Frau und liebkosten sie zwischen den Beinen. Aus den bleigrauen Wolken ertönten die keuchenden Atemstöße eines heftig erregten Mannes.

Die Angst der Frau verwandelte sich in nackte Panik.

Wo bin ich?

Die wirbelnden Wolkenschleier verwehrten ihr den Blick auf den Mann, der sich nun an sie drängte, doch sie konnte ihn riechen, denn der Gestank nach Schweiß stieg ihr in die Nase. Sie spürte seine nackte Haut, sein Zittern, seine Begierde. Mit einem Mal wusste sie, warum der Mann die intimsten Stellen ihres Körpers streichelte, und voller Entsetzen wurde ihr klar, was ihr bevorstand.

Die Frau schrie um Hilfe, doch die Wolken verschluckten jeden Laut. Verzweifelt versuchte sie, den Mann von sich herunterzustoßen, doch Arme und Beine gehorchten ihr nicht, und sie spürte ihren Körper nicht mehr. Alles war taub bis auf jene Stellen, die der Mann berührt hatte.

Obwohl ihr Herz heftig schlug, spürte sie es kaum. Es war nur noch ein körperloses, von nackter Angst getriebenes Pulsieren in ihrer Brust.

Schwarze Wellen schwappten um sie herum. Obwohl die Frau gnädiges Vergessen herbeisehnte, kämpfte sie instinktiv um ihr Leben. Die Schwärze wogte immer höher und schob sich schließlich vor die Wolken. Schwäche und Erschöpfung erfassten die Frau. Verzweifelt kämpfte sie gegen die drohende Bewusstlosigkeit an.

Dann wurde sie jäh aus ihrer Benommenheit gerissen, als sie spürte, wie der Mann sich auf sie schob, wobei sein Keuchen immer lauter, schneller und abscheulicher wurde. Ein durchdringender Schmerz fuhr ihr zwischen die Beine. Donner hallte.

Dann, urplötzlich, schob sich das Gesicht des Mannes zwischen den schwarzen Wolken hindurch, die sich wie eine ölige Schicht auf seine Züge legten, und er starrte auf die Frau hinunter. In der Wolkenmasse taten sich zwei Löcher auf, die Augen des Mannes, grausam und funkelnd vor Lüsternheit. Dann klaffte ein weiteres Loch in den Wolken, sein Mund. Die wulstigen Lippen waren rot und schimmerten feucht, die Zähne waren scharf und spitz. Sein heißer, übel riechender Atem schlug der Frau entgegen.

Brutal drang der Mann in sie ein. Die Frau bäumte sich auf. Es war ein Schmerz, als würde ihr Inneres in Flammen stehen. Jede seiner Bewegungen war wie ein Dolchstich in ihren Unterleib. Die Wogen aus Schwärze schlugen höher, umhüllten Mann und Frau und rissen sie davon. Die Frau schrie und schrie, bis ihr die Sinne schwanden, der Schmerz verebbte und das Donnern zu einem dumpfen Grollen verhallte, das wie aus weiter Ferne an ihre Ohren drang.

Sie hörte das Rauschen von Regen.

Dann sank sie in einen dunklen, leeren Abgrund.

Kapitel 1

Fanfaren schmetterten. Kriegstrommeln dröhnten. Zwei Generäle in Lederrüstung und mit Eisenhelm standen sich am Ufer eines kleinen Sees gegenüber, der sich auf dem Gelände des Palasts zu Edo befand. Wie auf ein Kommando wedelten beide Generäle gleichzeitig mit ihren Kriegsfächern und riefen: »Angriff!«

Zwei Reiterheere setzten sich in Bewegung. Die Soldaten trieben ihre Pferde in den See, hielten das Schwert erhoben und die Lanze vorgereckt. An der Spitze des einen Heeres ritt Kammerherr Sano Ichirō, dessen Männer gellendes Kriegsgeheul ausstießen. Wasser spritzte auf Sanos Rüstung, als er auf die feindlichen Linien zugreschte. Doch als die Pferde sich der Mitte des Sees näherten, wurde das Wasser so tief, dass die Tiere ins Stocken kamen und bald darauf schwimmen mussten. Die geordneten Reihen der Soldaten lösten sich auf. Vom Ufer aus brüllten die Generäle ihren Offizieren zu, die Formationen beizubehalten, doch vergebens. Der See schien zu kochen, als ein ungeordnetes Kampfgetümmel ausbrach.

Die Soldaten hieben wild mit dem Schwert aufeinander ein oder versuchten, den Gegner mit der Lanze aus dem Sattel zu heben. Die Schreie der Männer und das Wiehern der Pferde vermischten sich mit dem Dröhnen und Krachen der hölzernen Übungswaffen, die gegen Rüstungen und Schilde hieben. Der Lärm war ohrenbetäubend. Das schlammige, von Pferdemit schmutzige Wasser reichte Sano bis zur Taille, als er im Sattel sitzend kämpfte, während die Tiere seiner Kameraden immer wieder gegen

sein eigenes Pferd prallten. Sano dankte den Göttern, dass er stählerne Beinschienen trug. Er hieb mit dem Schwert nach einem Feind und warf ihn aus dem Sattel. Als ein anderer Gegner mit einer Lanze auf ihn losging, schlug Sano sie zur Seite. Der Mann verlor das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser. Beifall brandete auf.

Die Zuschauer saßen auf einer Tribüne am Ufer des künstlich angelegten Sees oder beobachteten das Gefecht von den überdachten Wehrgängen der Mauern aus, von denen der Übungsplatz umschlossen wurde. Begeistert feuerten sie die Kämpfenden an und genossen den Wettstreit.

Sano und seine Mitstreiter wussten, dass ein Turnier wie dieses kaum weniger gefährlich war als eine richtige Schlacht. Jedes Mal gab es Verletzte, manchmal sogar Tote. Aber gerade die Todesgefahr machte die Übungsschlachten für die Zuschauer so erregend.

Bald wimmelte es im See von Soldaten, die aus dem Sattel gestürzt waren. Sie versuchten, sich über Wasser zu halten und nicht von den panischen Pferden getreten oder zwischen den Leibern der Tiere zerquetscht zu werden. Sano, der sich noch immer im Sattel hielt, wurde von einem wuchtigen Schwerthieb an der Schulter getroffen und fluchte in sich hinein. Während er die Hiebe des Angreifers parierte, schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, dass er mit dreiundvierzig Jahren vielleicht schon zu alt war für solche Turniere. Aber es war seine Pflicht, daran teilzunehmen, solange er körperlich noch dazu in der Lage war.

»Halt!«, gellte eine Stimme.

Augenblicklich endete die Schlacht. Die Soldaten zügelten ihre Pferde und hielten inne, als wären sie zu Stein erstarrt. Sano, der das Schwert mit dem Gegner gekreuzt hatte, blickte ebenso zum Ufer wie die Männer, die wassertretend im See schwammen. Alle waren in der Bewegung erstarrt.

»Bleibt so!«, rief der Shōgun aus dem Innern eines Pavillons, der auf einer Anhöhe an einem Ende des Sees stand.

Donner grollte, und aus dem verhangenen grauen Sommerhimmel begann es zu nieseln, doch niemand wagte es, sich zu bewegen.

Shōgun Tokugawa Tsunayoshi, der Militärdiktator Japans, kniete an einem Tisch, auf dem Schreibzeug bereitlag: Papier, ein Tintenstein, eine Schale voll Wasser sowie Gefäße, in denen verschiedene Tuschepinsel steckten. Der Shōgun trug einen Kittel über seinen silbernen Gewändern, dazu die runde schwarze Kappe, die seinen Rang kennzeichnete. Blinzelnd betrachtete er die regungslos im See verharrenden Soldaten, dann ergriff er einen der Pinsel und fertigte mit raschen, groben Strichen eine Zeichnung an. Als Bewunderer der Künste versuchte der Shōgun sich auf dem Gebiet der Malerei, und Reitersoldaten gehörten zu seinen Lieblingsmotiven. Sano hatte einige Arbeiten des Shōgun gesehen; sie waren gar nicht so schlecht. Auf jeden Fall waren sie besser als seine Regierungsführung.

»Das genügt!«, rief der Shōgun. »Macht weiter!«

Sofort nahm die Schlacht ihren Fortgang, wilder und ungezügelter als zuvor. Obwohl Sano die verschiedensten Kampftechniken mit und ohne Waffe beherrschte, legte er es nicht auf Eleganz an; er wollte nur vermeiden, dass er aus Versehen eines lächerlichen Todes starb.

In Edo, der Hauptstadt des Tokugawa-Regimes, lebten mehr als eine Million Menschen, darunter etwa einhunderttausend Samurai – viel zu viele Krieger, die in Friedenszeiten ohne Beschäftigung waren. Außerdem lag der letzte große Krieg fast ein Jahrhundert zurück, und die letzte nennenswerte Schlacht hatte vor sieben Jahren stattgefunden, als Fürst Matsudaira seinen Rivalen Yanagisawa Yoshiyasu besiegt hatte. Ein Streit zwischen Sano und Matsudaira im Jahr zuvor hatte mit dem

Selbstmord des Fürsten geendet, ohne dass es zu einem Krieg gekommen wäre. Deshalb breiteten sich nun unter den kampfeslustigen Samurai Unzufriedenheit und Unruhe aus – und genau deshalb waren Turniere wie dieses so wichtig. Sie beschäftigten die Krieger und verschafften ihnen Gelegenheit, ihre Kampfkünste zu verbessern, die während der langen Zeit des Friedens eingerostet waren. Außerdem konnte sich in den Übungsschlachten ihre aufgestaute Kampfeslust entladen, die andernfalls zu Gewalttätigkeiten gegen die Bevölkerung und zu blutigen Kriegen unter den Samurai-Klans geführt hätte, vielleicht sogar zu Aufständen gegen den Shōgun.

Eine Glocke läutete das Ende der Schlacht ein – für Sano keinen Augenblick zu früh. Er und seine Leute schwammen, wateten oder ritten zu dem einen Seeufer, während der Feind sich an das andere Ufer zurückzog. Der Schiedsrichter machte sich daran, die ins Wasser gestürzten Soldaten zu zählen. Dann verkündete er: »Mannschaft Nummer zehn ist Sieger!«

Sanos Männer jubelten, und die Zuschauer stimmten in den Jubel ein, während die geschlagenen Feinde zerknirscht dreinschauten. Sano trieb sein Pferd die Uferböschung hinauf und schwang sich aus dem Sattel. Beinahe wäre er im Matsch ausgerutscht, doch eine kräftige Hand packte ihn am Arm. Sano blickte zur Seite, um festzustellen, wer ihm geholfen hatte. Er sah sich einem hochgewachsenen Samurai in einem schwarzen, mit roten Stickereien verzierten Waffenrock gegenüber. Der Mann nahm seinen Helm ab, und Sano blickte in das anziehende Gesicht seines einstigen Todfeindes Yanagisawa.

»Danke«, sagte Sano.

»War mir ein Vergnügen, ehrenwerter Kammerherr«, erwiderte Yanagisawa.

Beide Männer verband eine lange und wechselvolle Geschichte. Als Sano vor zwölf Jahren in die Dienste des Shōgun getreten war, war Yanagisawa sein Vorgänger im

Amt des Kammerherrn gewesen. Von Anfang an hatte er Sano als Rivalen betrachtet und versucht, ihn mit allen Mitteln zu vernichten, bis eine Mordermittlung die beiden Männer dazu gezwungen hatte, eng zusammenzuarbeiten, was schließlich zu einem Waffenstillstand geführt hatte.

In den darauffolgenden Jahren war Yanagisawa zu sehr von seiner Auseinandersetzung mit dem machthungrigen Fürsten Matsudaira in Anspruch genommen worden, als dass er seine Feindseligkeiten gegen Sano hätte weiterführen können. Fürst Matsudaira hatte schließlich triumphiert und seinen Sieg über Yanagisawa mit dessen Verbannung auf die ferne Insel Hachijo gekrönt. Doch Yanagisawa konnte fliehen und nach Edo zurückkehren, wo er im Verborgenen die Fäden gezogen hatte. Es war ihm gelungen, die mächtigsten Verbündeten Sanos und Matsudairas auf seine Seite zu ziehen und die beiden Männer gegeneinander aufzuhetzen, was schließlich Fürst Matsudairas Sturz und seinen Selbstmord zur Folge hatte. Nach dem Tod des Fürsten war Yanagisawa aus seinem Versteck hervorgekommen und hatte eine triumphale Rückkehr auf die politische Bühne gefeiert.

Doch mit Fürst Matsudairas Tod war die alte Rivalität zwischen Sano und Yanagisawa wiederaufgeflammt. Sano hatte mit wütenden Vergeltungsschlägen des wiedererstarkten Yanagisawa gerechnet und sich auf den härtesten Kampf seines Lebens gefasst gemacht. Doch dieser Kampf war ausgeblieben.

Nun lächelte Yanagisawa mit derselben Freundlichkeit, mit der er Sano schon seit seiner Rückkehr aus der Verbannung behandelte. Er strich sich das Haar zurück, das dicht, glänzend und schwarz war, während Sanos Haar bereits ergraute, obwohl beide Männer im gleichen Alter waren.

»Ihr habt Euch gut geschlagen«, sagte Yanagisawa.

Sano horchte, ob es einen feindseligen Unterton gab, doch er konnte nichts heraushören. »Ihr auch«, erwiderte

Sano.

Yanagisawa lachte. »Wir haben die armen Schweine niedergemetzelt.«

Seit nunmehr einem Jahr herrschte Frieden zwischen den beiden Männern – ein Frieden, den Sano nie für möglich gehalten hätte. Natürlich war er froh, von Mordversuchen durch Yanagisawas Handlanger verschont zu sein, aber der beinahe vertraute Umgang mit seinem einstigen Todfeind kam ihm seltsam, ja unwirklich vor – so, als würde die Sonne um Mitternacht scheinen.

Sano und Yanagisawa nahmen ihren Platz an der Spitze ihrer jubelnden Männer ein. Der Schiedsrichter trat vor sie hin und verkündete: »Beide Mannschaften erhalten den Preis für den besten Reiterkampf, ein Fass vom besten Sake. Meinen Glückwunsch.«

»Ist es nicht großartig, dass wir jetzt auf einer Seite stehen?«, fragte Yanagisawa, nachdem der Jubel der Soldaten verklungen war.

»Ja, so ist es«, erwiderte Sano mit gespielter Begeisterung. Wie alle anderen wusste auch er, dass Yanagisawa irgendetwas im Schilde führte. Sano hatte seine Amtskollegen in der Regierung bereits darüber reden hören, dass Yanagisawa etwas vorhatte. Einige hatten sogar Wetten darauf abgeschlossen, wann er zum Schlag gegen Sano ausholen würde.

Sanos Gedanken wurden unterbrochen, als der Shōgun sich näherte. Er war ein dünner, zerbrechlich wirkender Mann von fünfundfünfzig Jahren, aber er sah zehn Jahre älter aus. Ein Diener hielt einen Schirm über ihn, um ihn vor dem Nieselregen zu schützen. »Aaah, Sano-san!«, rief der Shōgun. »Yanagisawa-san!« Ein Ausdruck des Entzückens belebte seine bleichen, aristokratischen Züge. »Glückwunsch zu Eurem ... äh, Sieg! Ihr seid ein hervorragendes ... äh, Gespann. Ich glaube, ich habe die richtige Entscheidung getroffen, als ich euch beide

gleichzeitig zu meinen ... äh, Kammerherren ernannt habe.«

Tatsächlich teilten Sano und Yanagisawa sich dieses Amt, das sie beide zu Stellvertretern des Herrschers machte. Einst hatte Yanagisawa das Amt des Kammerherrn allein innegehabt, bis er in die Verbannung geschickt worden war und Sano seine Nachfolge angetreten hatte. Nach seiner Rückkehr war Yanagisawa überzeugt gewesen, er würde wieder in sein altes Amt eingesetzt werden, doch er hatte erkennen müssen, dass Sano inzwischen das Vertrauen des Shōgun besaß.

Der Shōgun, der nur ungern Entscheidungen traf, wusste nicht, wem von beiden er den Vorzug geben sollte, und so hatte er das Amt zwischen den beiden Männern aufgeteilt – Männern, deren Feindschaft zum Bruch der Regierung führen und Japan ins Verderben stürzen konnte. Deshalb gab es viele Stimmen, die diesen Schritt als die bisher dümmste Entscheidung des Shōgun bezeichneten, der sich ohnehin nicht gerade durch Klugheit hervortat.

Niemand hätte gedacht, dass der Frieden zwischen Sano und Yanagisawa auch nur einen einzigen Tag halten würde, doch inzwischen war ein Jahr ins Land gegangen. Sano hatte anfangs damit gerechnet, dass Yanagisawa versuchen würde, ihn beim Shōgun in Misskredit zu bringen und die mächtigsten Männer des Regimes gegen ihn aufzuhetzen, um ihn aus dem Amt zu verjagen, doch er sah sich getäuscht. Yanagisawa arbeitete bereitwillig und – jedenfalls dem Anschein nach – gern mit ihm zusammen. Gemeinsam hatten sie die komplizierte Maschinerie des *bakufu*, der Militärregierung, erstaunlich geschickt geführt.

Yanagisawa blickte Sano an und hob eine Augenbraue. »Stellt Euch vor, wir hätten schon vor Jahren so gut zusammengearbeitet. Was hätten wir nicht alles erreichen können!«

Wenn du nicht immer wieder versucht hättest, mich zu ermorden, dachte Sano, und wenn ich nicht ständig damit beschäftigt gewesen wäre, dich mir vom Leib zu halten. Doch er erwiderte: »Zwei Köpfe sind besser als einer.«

»Ja genau!«, pflichtete der Shōgun ihm bei und nickte eifrig. Er war glücklich, dass seine engsten Vertrauten so gut miteinander auskamen, denn er hasste und fürchtete Auseinandersetzungen. Dass seine beiden Kammerherren Todfeinde gewesen waren und versucht hatten, die Macht über den *bakufu* an sich zu reißen, wusste der Shōgun vermutlich nicht, zumal Sano und Yanagisawa sich darauf geeinigt hatten, Stillschweigen über ihre einstige Feindschaft zu bewahren, um das empfindliche Gleichgewicht der Macht im Land nicht zu stören.

Sano vermutete allerdings, dass der Shōgun die Wahrheit ahnte, es aber nicht zugab. In diesem Fall nämlich hätte er drastische Maßnahmen ergreifen müssen, und dazu fehlte dem schwachen Herrscher die Entschlossenheit.

»Nun, der Spaß ist zu Ende«, sagte Yanagisawa. »Jetzt müssen wir uns wieder an die Arbeit machen, ehrenwerter Kammerherr Sano.«

»So ist es, ehrenwerter Kammerherr Yanagisawa«, erwiderte Sano.

Obwohl in den Worten seines Widersachers keine Drohung mitschwang, suchte Sano nach einer unterschwelligeren Bedeutung. Das Spiel zwischen ihm und Yanagisawa ging weiter - und er, Sano, hatte die schlechteren Karten.

Bis jetzt hatten seine Spitzel nicht herausfinden können, was Yanagisawa vorhatte. Alles deutete darauf hin, dass er tatsächlich friedlich mit Sano zusammenarbeiten wollte, statt erneut Kopf und Kragen zu riskieren. Bisher hatte er jedenfalls nicht wieder versucht, Sanos Verbündete auf seine Seite zu ziehen. Außerdem hatte er seinen eigenen Freunden und Verbündeten unter den höchsten

Würdenträgern sowie den *daimyo*, den Provinzfürsten, versichert, er habe nicht die Absicht, den Kampf gegen Sano wiederaufzunehmen.

Wie es aussah, hatte Yanagisawa die Regeln des Spiels geändert - nur wusste Sano nicht, welche Regeln jetzt galten. Er kam sich vor wie ein Blinder, der in die Schlacht zog, und er konnte nur abwarten, ob und wann Yanagisawa zum ersten Schlag ausholte.

Die Zuschauer strömten nun vom Übungsplatz, und die Soldaten machten sich auf den Weg in ihre Unterkünfte. Bis auf die Haut durchnässt, zogen sie johlend und lachend davon, um zu feiern und ihre Wunden zu versorgen. Stallburschen kümmerten sich um die Pferde.

Der Shōgun stieg in seine Sänfte und ließ sich in seine Residenz auf dem Palastgelände bringen. Yanagisawa blickte über Sanos Schulter. »Ich glaube, da will Euch jemand sprechen«, sagte er.

Sano drehte sich um. Ungefähr dreißig Schritt von ihm entfernt stand ein älterer Samurai allein bei der Tribüne. Als Sano den Mann erkannte, überkam ihn eisige Furcht.

Kapitel 2

Sano stand vollkommen regungslos da, während der Samurai über den Kampfplatz auf ihn zukam. Alles um ihn herum wurde bedeutungslos. Er hatte das seltsame Gefühl, als wären er und der Samurai ganz allein auf dem schlammigen, zertrampelten Gelände. Sano verspürte das instinktive Verlangen, das Schwert zu ziehen. Doch die Waffe war aus Holz, und diese Begegnung war kein Zweikampf auf Leben und Tod.

Oder doch?

Ein paar Schritte vor Sano blieb der Samurai stehen. Er war ein Mann in den Sechzigern, schlank, kräftig, sehr aufrecht, die Schultern gestrafft. Er trug einen Helm aus Eisen und einen ledernen Waffenrock; auf dem Brustharnisch prangte das Wappen der Tokugawa, das dreifache Malvenblatt. Über dem Waffenrock trug er einen silbernen Umhang, dazu eine dunkelgrau und schwarz gestreifte Hose. Ein Abzeichen am Helm ließ erkennen, dass er den Rang eines Heeresmajors bekleidete. Seine Stirn war gefurcht, und tiefe Falten kerbten seine Mundwinkel.

»Ich grüße Euch«, sagte er und verbeugte sich. »Erlaubt mir, dass ich mich vorstelle.« Die tiefe Stimme des Mannes war leicht zittrig vom Alter und klang eigenartig vertraut. »Ich bin Kumazawa Hiroyuki.«

»Ich weiß«, entgegnete Sano.

Er war Major Kumazawa noch nie persönlich begegnet; sie hatten nie auch nur ein Wort miteinander gewechselt. Doch Sano hatte den Mann von Weitem beobachtet und kannte dessen Personalakte; überdies hatte er geheime

Nachforschungen über ihn anstellen lassen. Außerdem lag in Sanos Schreibpult ein Dossier über den Kumazawa-Klan, das er im Zuge einer Mordermittlung im Jahr zuvor hatte erstellen lassen. Bei dieser Ermittlung war Sano auf bislang unbekannte Informationen über seine eigene Herkunft gestoßen. Sein Leben lang hatte er geglaubt, seine Mutter, Etsuko, stamme aus einer bescheidenen bäuerlichen Familie. Erst als Etsuko im Jahr zuvor eines Verbrechens angeklagt worden war, das sie in ihrer Jugend begangen hatte, hatte Sano die Wahrheit erfahren. Etsuko stammte aus einer Familie hochrangiger Tokugawa-Gefolgsleute. Nachdem sie als junges Mädchen einen Fehler gemacht hatte, war sie von ihrer Familie verstoßen worden, und sie hatte sie nie wiedergesehen.

In Sano loderte Zorn auf. Major Kumazawa war das Oberhaupt des Klans, der seine Mutter so grausam behandelt hatte.

»Wisst Ihr, wer ich bin?«, fragte Sano.

»Ja«, antwortete Kumazawa knapp. Er wusste, dass Sanos Frage nicht auf seinen Rang als Kammerherr abzielte, sondern auf etwas ganz anderes. »Ihr seid der Sohn meiner jüngeren Schwester Etsuko.« Der Major spie diese Worte hervor, als hätte er einen bitteren Geschmack auf der Zunge. »Ihr seid mein Neffe.«

Es war tatsächlich so, wie Sano vermutet hatte. Er selbst hatte bis zum vergangenen Jahr nichts von seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Klan seiner Mutter gewusst; den Kumazawa hingegen war die ganze Zeit bekannt gewesen, dass in Sanos Adern ihr Blut floss. Wahrscheinlich hatten sie Sano und Etsuko all die Jahre im Auge behalten und Sanos Laufbahn verfolgt.

Sanos Wut wurde noch größer. Die Kumazawa hatten ihn ausspioniert, aber sie hatten nie versucht, Verbindung mit ihm aufzunehmen. Die Tatsache, dass auch jede andere vornehme Familie in einer ähnlichen Situation genauso gehandelt, Etsuko verstoßen und ihren Sohn nicht als

ihresgleichen behandelt hätte, konnte Sanos Zorn nicht besänftigen. Er empfand es als Beleidigung, dass die Kumazawa ihn und seine Mutter so viele Jahre lang mit Missachtung gestraft hatten.

Ein Teil der Schuld lag allerdings bei Sano selbst. Seit er von seinen neuen Verwandten wusste, hatte er Verbindung mit ihnen aufnehmen wollen, hatte es aber immer wieder hinausgeschoben, denn seine Amtsgeschäfte und seine Aufgaben als Ratgeber des Shōgun nahmen ihn zu sehr in Anspruch. Sano hatte einfach keine Zeit gehabt, sich mit den Kumazawa in Verbindung zu setzen – zumindest hatte er sich das eingeredet. Doch insgeheim hatte er sich oft ausgemalt, er würde seinen Onkel auf sein Anwesen einladen, ihn mit seiner prachtvollen Villa beeindrucken und dem ganzen Kumazawa-Klan zeigen: Seht her, ich habe es auch ohne eure Hilfe zu etwas gebracht! Jetzt schämte sich Sano für diese kindischen Gedanken, denn nun stand er seinem Onkel gegenüber, durchnässt bis auf die Haut, die Kleidung voller Algen und Pferdemit. Er kam sich vor wie ein zerlumpter Bettler, nicht wie der Stellvertreter des Shōgun.

»Ich nehme an, Ihr seid nicht gekommen, um mir Fragen über meine Mutter zu stellen«, sagte Sano in kaltem, förmlichem Tonfall.

»So ist es«, erwiderte Major Kumazawa ebenso frostig. »Trotzdem frage ich, wie geht es Etsuko?«

»Ganz gut«, erwiderte Sano und fügte in Gedanken hinzu: Was sie allerdings mir zu verdanken hat, nicht dir und deinem Klan. »Vor elf Jahren, als mein Vater starb, ist sie Witwe geworden.« Und mein Vater war jener herrenlose Samurai, der *rōnin*, den Etsuko auf Druck deiner Familie heiraten musste, damit ihr sie loswurdet. »Im Herbst letzten Jahres hat sie wieder geheiratet.« Und zwar den Mann, mit dem sie damals die verbotene Affäre hatte, die der Grund dafür war, dass deine Familie sie verstoßen hat.

»Meine Mutter und ihr neuer Ehemann wohnen in Yamato.«

Im Zuge der damaligen Mordermittlungen war Etsuko ihrer Jugendliebe wiederbegegnet, dem einstigen Mönch Egen. Ihre Liebe hatte die vielen Jahre überdauert, und so hatte Etsuko ihr altes Leben aufgegeben und war zu Egen in das Dorf gezogen, in dem er sich niedergelassen hatte.

»Ich habe davon gehört«, sagte Major Kumazawa. »Aber ich bin nicht verantwortlich für das, was mit Eurer Mutter geschehen ist. Mein Vater hat Etsuko verstoßen. Als ich nach seinem Tod zum Oberhaupt unseres Klans wurde, habe ich lediglich seinen Wunsch respektiert. Wärt Ihr an meiner Stelle gewesen, hättet Ihr nicht anders handeln können.«

Sano schüttelte den Kopf. Er wäre Etsuko gegenüber niemals so grausam und unerbittlich gewesen. Natürlich wusste er, wie unsinnig es war, über Geschehnisse wütend zu sein, die so viele Jahre zurücklagen, aber er fühlte sich von Kumazawa persönlich getroffen.

»Und warum kommt Ihr jetzt zu mir, wo Ihr so viele Jahre lang dafür gesorgt habt, dass Euer Klan sich von meiner Mutter und mir ferngehalten hat?«, fragte Sano.

Major Kumazawas Antwort kam stockend und widerstrebend, so als würde er einen inneren Kampf gegen seinen Stolz ausfechten. »Weil ... weil ich Euch um einen Gefallen bitten möchte.«

»Aha«, sagte Sano und musterte seinen Onkel mit verächtlichem Blick. »Das hätte ich mir denken können.« Seit Sano das Amt des Kammerherrn bekleidete, standen die Menschen vor der Tür Schlange, damit er ihnen einen Gefallen erwies.

»Glaubt Ihr vielleicht, es gefällt mir, dass ich als Bittsteller zum Sohn meiner verstoßenen Schwester kommen muss?«, stieß Kumazawa zornig hervor. »Glaubt Ihr, ich würde Euch gern um einen Gefallen bitten?«

»Sicher nicht«, erwiderte Sano. »Deshalb werde ich Euch diese Peinlichkeit ersparen.«

Er drehte sich um und ging in Richtung des Tores in der steinernen Mauer, die den Kampfplatz umschloss. Hinter dem Tor befanden sich die Residenz des Shōgun und das Wohnviertel der Beamten, wo auch Sanos luxuriöse Villa stand. Es war eine Welt der Reichen und Mächtigen, in der Sano sich einen Platz erkämpft hatte. Er war überhaupt nicht neugierig, welche Bitte sein Onkel an ihn richten wollte. Wahrscheinlich ging es um Geld, um eine Beförderung oder um eine Anstellung für einen Freund oder einen Verwandten. So war es immer.

»Wartet!«, rief Kumazawa. »Geht nicht!«

Der Zorn war aus seiner Stimme verschwunden. Nun lag ein so flehender Ton darin, dass Sano stehen blieb. »Ich kann ja verstehen, dass Ihr mir nicht helfen wollt«, fuhr Kumazawa fort. »Aber ich bitte Euch nicht um meinetwillen um einen Gefallen. Es geht um jemand anders. Um jemanden, der mit dem Schicksal Eurer Mutter nichts zu tun hat. Um jemanden, der keiner Fliege etwas zuleide getan hat, der nun aber in höchster Gefahr schwebt.«

Sano drehte sich zu Kumazawa um. Seine Ehre und sein Gewissen erlaubten es ihm nicht, einfach zu gehen, wenn ein Unschuldiger in Gefahr schwebte. Er blickte seinen Onkel an und fragte: »Um wen geht es?«

Kumazawas harte Züge wurden noch härter, so als wollte er auf diese Weise seine Gefühle verbergen. »Um meine Tochter.«

Sano wusste, dass Kumazawa drei Töchter und zwei Söhne hatte – Cousinen und Vettern, denen Sano noch nie begegnet war.

»Sie heißt Chiyo«, fuhr der Major fort, »und sie ist mein jüngstes Kind.«

»Und was ist mit ihr?« Sano kannte den Namen der jungen Frau aus seinem Dossier. Chiyo war einunddreißig Jahre alt und mit einem Hauptmann verheiratet, der in der

Armee eines reichen und mächtigen *daimyo* diene. Sie hatte sehr spät geheiratet, erst mit siebenundzwanzig. Von seinen Informanten wusste Sano, dass Chiyo die Lieblingstochter ihres Vaters war; der Major hatte ihre Heirat so lange hinausgeschoben, bis er den bestmöglichen Ehemann für sie gefunden zu haben glaubte.

»Chiyo ist verschwunden«, sagte Major Kumazawa.

Sano musste an jenen schrecklichen Winter denken, als sein Sohn Masahiro entführt worden war. Damals hatten Sano und seine Frau Reiko schrecklich darunter gelitten, dass sie nicht wussten, was mit ihrem Sohn geschehen war, und hatten schon das Schlimmste befürchtet. Sanos Widerstand gegen seinen Onkel bröckelte.

»Ich weiß, dass Chiyo Euch nichts angeht, aber hört mich bitte an«, sagte Kumazawa, dem es sichtlich widerstrebte, als Bittsteller aufzutreten.

»Also gut.« Sano nickte. Er musste seinen Onkel anhören; das zumindest war er ihm schuldig. »Erzählt.«

»Chiyo ist seit vorgestern verschwunden. Sie wollte zum Tempel in Awashima.« Sichtlich erleichtert über Sanos Reaktion berichtete der Major, was vorgefallen war. »Sie hat vor einem Monat ein Kind bekommen, einen Jungen.« Es war Brauch, dass Mütter mit ihrem Säugling einen Tempel aufsuchten, um den Segen der Götter zu erbitten. »Chiyo wurde von ihren Dienerinnen und ihren Leibwächtern begleitet, als sie sich durch die Menschenmenge gedrängt hat. Und auf einmal« – der Major hob die Hände, und Angst spiegelte sich nun in seinen harten Zügen – »war sie ... verschwunden.«

»Was ist mit dem Kind?«

»Es wurde vor dem Tempel gefunden. Ihm ist nichts geschehen, den Göttern sei Dank«, antwortete Kumazawa. »Die Leibwächter haben anschließend nach Chiyo gesucht, aber ohne Erfolg. Dann kehrten sie nach Hause zurück und haben mir und meinem Schwiegersohn berichtet, was vorgefallen war. Wir haben sofort eine Truppe aus

sämtlichen verfügbaren Gefolgsleuten zusammengestellt und sie zum Awashima-Tempel geschickt, damit sie weiter nach Chiyo suchen. Die Männer halten sich immer noch dort auf, haben bisher aber keine Spur von ihr entdeckt. Es ist, als hätte sie sich in Luft aufgelöst.«

Sano wusste, dass sein Onkel eine Garnison der Tokugawa-Armee unweit von Edo befehligte und dass auch sein Schwiegersohn ein kleines Heer auf die Beine stellen konnte, wenn es sein musste. Trotzdem waren es viel zu wenig Männer, um im riesigen Edo eine gründliche Suche vorzunehmen. »Habt Ihr Chiyos Verschwinden der Polizei gemeldet?«

»Natürlich. Ich war auf der Hauptwache. Dort hat man meinen Bericht zu Protokoll genommen und mir versprochen, nach Chiyo zu suchen.« Kumazawa schnaubte verächtlich. »Mehr könne man nicht tun, hat man mir gesagt.«

Sano wusste, dass die Polizei alle Hände voll zu tun hatte, um die Ordnung in Edo aufrechtzuerhalten. Die Beamten konnten nicht alles stehen und liegen lassen, um nach einer einzelnen Frau zu suchen, selbst wenn deren Vater aus einer hoch angesehenen Familie stammte. Und auch der Rang eines Majors rechtfertigte keine groß angelegte Suchaktion.

»Könnte Chiyo weggelaufen sein?«, fragte Sano.

»Ausgeschlossen. Sie hätte ihren Gemahl und ihre Kinder nicht ohne irgendeine Erklärung verlassen.«

»Vielleicht wurde sie entführt.«

»*Natürlich* wurde sie entführt, was sonst!« Die unüberhörbare Sorge um seine Tochter nahm Kumazawas Erwiderung die Schärfe. »Die Leute verschwinden nicht einfach vom Erdboden, ehrenwerter Kammerherr!«

»Gibt es jemanden, der Chiyo etwas antun will?«

»Nein. Sie ist eine liebe, freundliche Frau.«

»Habt Ihr Feinde?«

»Natürlich. So wie jeder Mann, der es zu einigem Ansehen gebracht hat«, antwortete Major Kumazawa. »Gerade Ihr solltet das wissen. Ich habe bereits mit ein paar Männern geredet, die aus diesem oder jenem Grund nicht gut auf mich zu sprechen sind. Sie alle behaupten, sie hätten nichts mit Chiyos Verschwinden zu tun, und ich glaube ihnen.« Er verstummte und fügte bitter hinzu: »Auch wenn diese Männer mich angeschaut haben, als hätte ich den Verstand verloren.«

»Hat Chiyo einen Abschiedsbrief hinterlassen?«

»Nein«, erwiderte der Major und seufzte. »Ich bin mit meiner Weisheit am Ende. Ihr steht in dem Ruf, ein hervorragender Ermittler zu sein. Deshalb bitte ich Euch, meine Tochter zu suchen.«

Sano konnte ihm diese Bitte nicht abschlagen. Sein Sohn Masahiro war nicht der einzige Familienangehörige gewesen, der entführt worden war; auch seine Frau Reiko war sieben Jahre zuvor verschleppt worden. Wäre es Sano nicht gelungen, sie zu befreien, hätte er seine Gemahlin verloren und Masahiro seine Mutter. Deshalb konnte er einer Familie, die sich in einer ähnlich schrecklichen Lage befand, seine Hilfe nicht verweigern.

»Ich weiß, Ihr schuldet mir nichts«, sagte Major Kumazawa. »Und Ihr seid verbittert wegen der Ereignisse in der Vergangenheit. Aber das könnt Ihr nicht Chiyo zum Vorwurf machen. Sie war noch nicht einmal geboren, als meine Eltern Eure Mutter verstoßen haben. Und Chiyo hat auch nichts damit zu tun, dass mein Klan Eure Familie all die Jahre gemieden hat. Helft Chiyo um ihretwillen, nicht um meinetwillen. Oder wollt Ihr, dass ich vor Euch im Staub krieche? Also gut. Ich tue alles, um meine Tochter zu retten!«

Major Kumazawa ließ sich so plötzlich auf die Knie fallen, als wären ihm die Sehnen durchtrennt worden. Er kniete vor Sano im Schlamm wie ein General, der eine Schlacht verloren hatte und nun Selbstmord begehen

musste, um einem Leben in Schande zu entrinnen. Er nahm seinen Helm ab. Der Wind spielte mit ein paar grauen Strähnen, die sich aus seinem Haarknoten gelöst hatten. Zum ersten Mal wirkte Kumazawa schwach und verletzlich. In seinen Augen spiegelte sich ein stummes Flehen, als er zu Sano aufblickte.

Sano hatte sich mehr als einmal ausgemalt, wie sein Onkel vor ihm kniete und sich jenem Mann unterwarf, dessen Mutter er zu einem Leben in Schande verdammt hatte. Nun aber empfand er keine Genugtuung, sondern nur Mitleid.

»Also gut«, sagte Sano. »Ich stehe zu Euren Diensten.«

Er hoffte seit Langem auf eine Gelegenheit, den Klan seiner Mutter kennenzulernen, ohne das Gesicht zu verlieren. Nun bot sich diese Gelegenheit. Vielleicht gelang es ihm sogar, seine Mutter und ihre Familie miteinander zu versöhnen, zumal er wusste, dass das ein Herzenswunsch Etsukos war.

Major Kumazawa neigte den Kopf. »Ich danke Euch«, sagte er. In seiner Stimme lag eher Verbitterung als Erleichterung, als hätte nicht Sano ihm einen Gefallen getan, sondern umgekehrt. Wenngleich Sano wusste, dass sein Onkel soeben das Gesicht verloren hatte – das Schlimmste, das einem stolzen Samurai passieren konnte –, ärgerte es ihn, dass Kumazawa ihm so wenig Achtung und Dankbarkeit entgegenbrachte. Aber was hätte er auch anderes erwarten können?

»Dankt mir noch nicht«, sagte Sano. Es gab keine Gewissheit, dass er Chiyo lebend wiederfand. Sie war seit zwei Tagen verschwunden – so lange, dass man das Schlimmste befürchten musste. »Ich kann Euch nichts versprechen.«

Kapitel 3

Die Leiche des jungen Samurai lag inmitten von Schwertlilien und Schilf neben einem Teich, dessen Oberfläche von einer schleimigen Schicht aus Grünalgen überzogen war. In der Herzgegend war der Kimono des Toten rot von Blut. Eine Mücke ließ sich zwischen seinen geschlossenen Augen nieder.

Die Hand der Leiche zuckte hoch und zerquetschte die Mücke.

»Nicht bewegen!«, rief Masahiro, der Sohn des Kammerherrn Sano Ichirō, der sich hinter einem Baum in der Nähe versteckte. Der knapp zehnjährige Junge hatte große Ähnlichkeit mit seinem Vater. Er war mit Kimono, Waffenrock und Hose bekleidet und trug zwei Schwerter an der Hüfte. Sein Haar war zu einer Stirnlocke gebunden, wie es üblich war bei jungen Samurai, die das Mannbarkeitsalter noch nicht erreicht hatten. »Du bist doch tot!«

»Tut mir leid, junger Herr, aber diese Biester fressen mich bei lebendigem Leib«, erwiderte der Samurai mit kläglicher Stimme. »Wie lange soll ich hier denn noch liegen?«

Masahiro schlich sich über den Rasen an den Samurai heran. »Bis ich deine Leiche gefunden habe.«

Reiko, die Gemahlin des Kammerherrn, trat hinaus auf die Veranda. In ihrem grünen seidenen Sommerkimono, der mit einem Muster aus Libellen und Seerosen bedruckt war, sah sie wunderschön aus. Kämmе aus schwarzem Lack hielten ihr aufgestecktes Haar. »Was ist denn hier los?«, rief sie.

»Ich spiele Ermittler!«, rief Masahiro. »Leutnant Tanuma ist das Mordopfer!«

»Oh nein, nicht schon wieder«, seufzte Reiko.

Sie wusste nicht recht, was sie von dem ständigen Detektivspielen ihres Sohnes halten sollte. Einerseits war sie stolz auf Masahiros Klugheit und auf seinen Einfallsreichtum – die meisten Jungen in seinem Alter spielten immer nur Ball oder machten Übungskämpfe mit Waffen aus Holz –, auf der anderen Seite machte es ihr Sorgen, dass Masahiro sich so oft mit dem gewaltsamen Tod beschäftigte. In seinem jungen Leben hatte er bereits zu viel Brutalität und Grausamkeit gesehen. Er hatte sogar schon getötet, wenn auch in Notwehr.

Seine Eltern lebten gleichsam im Zentrum der politischen Stürme des Landes. Hinzu kam, dass sie in Masahiros Beisein immer zu offen über die Mordfälle geredet hatten, mit denen sie sich befasst hatten. Sie hatten immer gedacht, Masahiro sei zu jung, um zu begreifen, worüber sie und Sano sich unterhielten, aber sie hatten sich geirrt.

Nun pirschte Masahiro sich an Leutnant Tanuma heran und tat so, als würde er über ihn stolpern. »Was ist das?«, rief er und lachte. »Oh, eine Leiche!«

Reiko wusste nicht, ob sie sich über Masahiros ungebrochenen Sinn für Humor freuen sollte – nach allem, was er durchgemacht hatte – oder ob sie sich Sorgen machen musste, dass die schlimmen Erlebnisse den Jungen hatten abstupfen lassen gegenüber Grausamkeiten. Auf jeden Fall war es nicht gut für Masahiro, dass er sich solche Spiele ausdachte, um sich die Zeit zu vertreiben.

»Was ist das für ein rotes Zeug auf Leutnant Tanumas Sachen?«, fragte Reiko und hoffte, dass es kein richtiges Blut war.

»Tusche!«, rief Masahiro.

»Du solltest den Leutnant jetzt wieder seinen Dienst tun lassen«, sagte Reiko. »Es ist nicht seine Aufgabe, mit dir zu